



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutsche Dichtung am Rhein

Linden, Walther

Ratingen, 1944

Odenwald

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99212](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99212)

Hölderlins, die Diotalie nun vom Standpunkt des beiseitegeschobenen und um sein Lebensglück gebrachten Mannes, ein Meisterstück seelischer Feinheit in der Schilderung Frankfurter Familienlebens und darin einer der besten deutschen Gesellschaftsromane. Hier zu Hause, in der Kraft von Umwelt und Überlieferung erreicht Haensel seinen Gipfel, nachdem er in echt rheinischem Ausgriff sich in die verschiedensten Gebiete der Wirklichkeit begeben hatte. Den Ausgriff in die Weite allein stellt aus der jüngsten Generation der 1899 geborene *Ernst Friedrich Löhndorff* dar, Weltwanderer durch alle Erdteile, Verfasser überaus lebendiger, farbenreicher, spannungsgeladener Abenteuerromane: aus eigenen Erlebnissen im Mexiko des Weltkrieges und der nachfolgenden Revolutionen „Bestie Ich in Mexiko“ 1927 und „Der Indio“ 1933 (der tragische Untergang der Jaqui-Indianer), aus Indien „Amineh“ 1931 und das prachtvolle „Khaiberpaß“ 1941, aus Südamerika „Blumenhöhle am Jacinto“ 1932, „Tropensymphonie“ 1936, dann „Unheimliches China“ 1939 und „Yangtsekiang“ 1940 und die Walfangsaga „Noahs Arche“ 1932: überall die gleiche glühende Liebe zu unverdorbenem Volkstum, der Haß gegen die das Ursprüngliche zerstörende und rücksichtslos in den Untergang treibende englisch-amerikanische Zivilisation, das Miterleben mit den freiheitliebenden, stolzen, naturverbundenen Völkern.

Eine reiche Mundartdichtung entwickelt sich im Gefolge Friedrich Stoltzes und seines nicht minder erfolgreichen Sohnes *Adolf Stoltze*, der die Frankfurter Lokalbühne mit seinen Schwänken „Alt-Frankfurt“ 1887 und „Neu-Frankfurt“ 1889, das ernste Drama heimatlicher Überlieferung mit seinem „Vinzenz Fettmilch“ 1928 beschenkte und eine Fülle von Erzählungen und Gedichten in heimischer Mundart gab („Allerlei Heiteres in Frankfurter Mundart“ 1939).

Der Dichter des Odenwaldes ist der 1884 zu Urberach nördlich Darmstadt geborene *Nikolaus Schwarzkopf*, aus einer 1731 eingewanderten Familie vertriebener Salzburger Calvinisten, Sohn eines armen Pflasterers, die Mutter aus Nackenheim von der linksrheinischen, rheinhessischen Seite — so gehen denn auch in Schwarzkopfs

Dichtungen die regen Beziehungen zwischen Odenwald und Mainzer Gebiet hin und her. Der Arbeitersohn aus dem Bauern- und Häfnerdorf wird mit den mühsamen Spargroschen der Eltern zum Lehrer gebildet, ist als ein immer heiterer, seine Schützlinge zur Lebensfreude und zum beschwingten Lernen anhaltender Erzieher in Bensheim, dann in Mainz, in Ockenheim bei Bingen, unter der Rochuskapelle, zuletzt in Neckarsteinach tätig, ist zwischendurch ein Jahr auf Urlaub in Zürich, wo er sich in alle Wissensgebiete stürzt und sich als Dichter tastend versucht; 1924 gelingt die Festsetzung als freier Schriftsteller in Darmstadt. In dem Bändchen „Mein Leben“ 1935 hat er selbst geschildert, wie er sich in einem unersättlichen Wissensdrang auf alle Gebiete der Wissenschaft und der Kunst stürzte und zuletzt doch immer auf den Urgrund seiner Natur zurückverwiesen wurde: auf das schlichte, kindliche Gefühl, auf das Leben des einfachen Volkes, auf die stille daseinsgläubige Heiterkeit des unbefangenen, in unzerstörter Sicherheit werkenden Menschen. Seine geistigen Vorbilder sind Rembrandt, Grünewald und Jean Paul: das schlichte alte deutsche Leben in seiner geweihten Alltäglichkeit, seiner gottdurchfluteten Wirklichkeitskraft! Schwarzkopf hat von sich gesagt, er sei ein Rest des jugendfrischen Deutschlands, das seine germanische Frömmigkeit in das ihm von Süden gebrachte Christentum mit unverbrauchten Sinnen und kindlichem Gemüt einsenkte, einer wahren Frömmigkeit reinen Gefühls und lebendigen Gehalts. Eine zweite Zeit „freudigen Umbruchs“ erblickt er im Beginne des 16. Jahrhunderts, als sich aus dem Wust erstarrten Kirchentums ein gewaltiger religiöser Wille löste: Grünewald als religiöser Anwalt des unterdrückten, sehnächtigen, fordernden Volkes, der eine neue volkhafte Frömmigkeit will, der aber nicht die verderbte Kirche zerschlagen sondern vielmehr erneuern möchte. Grünewald als universal bewahrender und volkhafte erneuernder Geist im Gegensatz zu dem die Kirche zerschlagenden, die Volksansprüche abweisenden Luther — das ist eine typisch rheinische Geschichtsdeutung, die Schwarzkopfs gesamtem Werke zugrundeliegt. So hat er in seinem Roman „Der Barbar“ 1929 das Bild Grünewalds gezeichnet, das Bild des volk-

haften Revolutionärs, der nicht Könige und Königstöchter, sondern Frauen des Volkes und Handwerker auf seine religiösen Gemälde setzt, „die ängstlich gewordene deutsche Seele, die nach Gerechtigkeit schrie, die sich einsam wußte in der belichteten Welt“. Noch immer nicht glaubt der Dichter in diesem seinem Lieblingswerke das Eigentliche gesagt zu haben:

„Schönheit will ich geben in Natur und Mensch. Ich will insbesondere im kleinen Volk seelische Größe und Heldentum aufzeigen; ich will das kleine Volk in seiner hohen geistigen Eignung, in seiner Lauterkeit, Heiterkeit, Erd- und Gottverbundenheit darstellen, den ewigen Träger der Zukunft des Reiches. Heilig ist mir das Volk, und hier lasse ich nicht mit mir spassen. Wenn der „Barbar“, das Werk, dem ich mein Leben weihe, in der Form ersteht, die ich in mir trage, dann wird aus mythisch heiligem Volkstum, aus unverbrauchtem Mutterboden ein Maler sichtbar werden, ein Führer zurück zu den urtümlichen Dingen des Lebens, der staatlichen und religiösen Gemeinschaft und damit zurück zum Göttlichen. Dies Buch ist in seinem jetzigen Zustand eine offene Wunde, wie die Zeit, die es schuf, eine offene Wunde war.“ (Mein Leben S. 69.)

Das Göttliche in der schlichten Volksseele, das Göttliche aus ihr, das ist der Gehalt von Schwarzkopfs Romanen, Erzählungen und Legenden. So schildert er das Schicksal unverständener, mit dem Leben ringender, in ihrer Kindlichkeit und Gefühlsreinheit bedrohter Mädchenseelen in seinem Erstling „Greta Kunkel“ von 1913, in „Amorsbrunn“ 1927. So gestaltet er sein anmutigstes, beschwingtestes Werk, die entzückende Legende „Maria vom Rheine“ 1914. So dichtet er die Geschichte eines kleinen Pferdes mit der ganzen Einfühlungskraft seiner dem Unversonnenen geweihten Seele: „Riese“ 1920. Und so kehrt er immer wieder ins heimische Dorf Urberach, um das Leben der schlichten arbeitsamen Häfner zu schildern, die Gefährdung ihres uralten göttlichen Handwerks durch die moderne Industrie: „Die Häfner aus dem Erbseneck“ 1921, „Der schwarze Nikolaus“ 1926, „Der Feldhäfner“ 1941. Die Lehrerin Gisela Trucken-

brot kann sich wohl eine Zeitlang in den hochstrebenden Maler verlieben, zuletzt kehrt sie zur heimischen Erde zurück und heiratet den Bauern vom rheinischen Hofe, der ebensowohl schlichtgefühlte Gedichte zu schaffen vermag wie er im bäuerlichen Rennspiel sein schönes Gespann zum Siege führt: „Die silbernen Trompeten“ 1935. Schwarzkopf ist der meisterhafte Gestalter einfach weltfreudigen Daseins, einer stillen, ganz in Gott ruhenden Gelassenheit, einer heiter unzerstörten und auch im Leid unzerstörbaren, weil auf ewige Volksgrundlagen gebetteten Seelenkraft, eines Deutschtums, wie es Jean Paul und Raabe bildeten, aber rheinfränkisch heiterer, weinbefeuert, voll lachender Daseinsmeisterung. Volkstum und Landschaft des Odenwaldes und Rheinhessens haben in ihm ihre Stimmen vereinigt.

Die inneren Gegensätzlichkeiten in diesem schon alemannisch durchkreuzten Gebiet enthüllen sich, wenn man neben Schwarzkopf den jüngeren Dichter des Odenwaldes stellt: den zu Pfungstadt südlich Darmstadt 1895 geborenen *Anton Betzner*. Von satirisch überspitzten, in einem unmöglichen Stile der Kurzsätze und hingeschleuderten Wortbrocken abgefaßten Schilderungen erotisch verstrudelten Lebens (Komödie „Das Jugendheim“ 1922, Roman „Antäus“ 1929) hat sich Betzner in seinem zweiten Roman „Die Gebundenen“ 1930 zu einer gereiften Stilart und einer tiefdringenden Darstellung des Menschlich-Allzumenschlichen durchgerungen: auch bei ihm geht es, weit schärfer und rücksichtsloser als bei dem milderen Moselfranken Stefan Andres, um die Entblößung des Menschlichen bis in seine letzten Herzensfalten. Alles Schamlose, Gefährdete, Getarnte wird grausam bloßgelegt, aber hier bereits wie auch im „Antäus“ wird fühlbar, daß für den mitleidlos sezierenden Dichter ein stärkeres Bild des Lebens dahintersteht und die Satire beherrscht. Zu seiner eigentlichen Bedeutung erwächst Betzner in dem Roman um einen Odenwaldsteinbruch und das schwere Dasein des vom Steinbruch abhängigen Dorfes, seiner Bauern und Steinbrucharbeiter: „Basalt“ 1942. Auf dem festen Boden der Landschaft erwächst nun eine in ihrer Art meisterhafte Schilderung des Bauern- und Arbeiterlebens, all seiner kleinen Menschlichkeiten, Auftrieb und Frevel, Mühsal und

Tod, Leidenschaft und Verzweiflung, ein in seiner ehernen Wirklichkeit unvergleichliches Bild.

Einen ähnlichen Reifeprozess macht unter den Darmstädter Dichtern *Kasimir Edschmid* durch, mit seinem eigentlichen Namen *Eduard Schmidt*, zu Darmstadt 1899 geboren. Edschmid hat sich aus expressionistischen Anfängen herausgearbeitet, für deren ekstatische Übersteigerung die Novellen „Die sechs Mündungen“ 1915, die Romane „Timur“ 1916 und „Die achtzehn Kugeln“ 1919 nur flüchtig als Beispiel genannt seien; er hat in den ersten Nachkriegsjahren als Wortführer des Expressionismus gewirkt, bis ein weitgespanntes Reiseleben ihn zur tieferen, sachgemäßen Erfassung der Wirklichkeit erzog, zur Einsicht in Volk und Volkstum, wirtschaftliche und soziale Fragen. Diese Einsicht ins Wirtschaftliche und Sozialpolitische, die Enttarnung der Fassaden verstärkt sich von dem Spanien-Nordafrika-Buch „Basken, Stiere, Araber“ 1926 zu „Afrika nackt und angezogen“ 1930 und „Glanz und Elend Südamerikas“ 1931. Diese vertiefte, unheimlich lebendige und farbenreiche Darstellung von Volksschicksal und Geschichte findet ihren eigensten Bereich im Süden Europas: „Zauber und Größe des Mittelmeeres“ 1932 greift zuerst diese Dinge, den Höhepunkt erreicht Edschmid in dem Vierbuch über Italien, „Lorbeer, Leid und Ruhm“ 1935, „Gärten, Männer und Geschichte“ 1937, „Inseln, Römer und Cäsaren“ 1939, „Hirten, Helden und Jahrtausende“ 1941. Alle Vielfalt der Geschichte, alle Tragik der Jahrhunderte, unerfüllter Wünsche und gescheiterter Hoffnungen eines Volkes vereint sich in diesem Vierbuche mit dem Zauber der Landschaft und der Größe der Kunst zu einem Gemälde, das in seinem Farbenreichtum und der Kraft seines Gehalts zu den besten Italienwerken zählt. Der Rheinländer aber kehrt aus aller Weite wieder in heimische Gaue, in heimisches Schicksal zurück: „Im Spiegel des Rheins. Westdeutsche Fahrten“ 1933 ist in gleichem Sinne der Heimat gewidmet.

Das dichterische Werk Edschmids geht von einem „Lord-Byron“-Roman von 1929 zu den Romanen deutscher Volkstragik „Deutsches Schicksal“ 1932 und „Das Südreich“ 1933. „Deutsches Schicksal“

schildert, wie ausgestoßene, in der Heimat arbeitslos gewordene Deutsche der Nachkriegszeit, alte Offiziere und Weltkriegskämpfer, sich in Südamerika ein neues Leben gründen wollen, wie sie als Treibholz überall verschwemmt werden, bis sie, beim Kampf um das Fort an der Rio-de-Janeiro-Bucht in der brasilianischen Revolution unwissend auf beiden Seiten aufeinander feuernd, sich gegenseitig in den tragischen Untergang reißen — ein in der farbenkräftigen wie mitleidlos enttarnenden Schilderung der südamerikanischen Staaten unvergleichliches Werk. „Das Südreich“ ist die Schilderung des Deutschtums in Süditalien von den Germanenzügen bis in die hohe Zeit des Mittelalters und mit Streiflichtern bis zur Gegenwart: deutsches Schicksal auf süditalienischem und sizilischem Boden. Den dichterischen Gipfel bezeichnet der deutsch-italienische Liebesroman aus Florenz „Der Liebesengel“ 1937, die Geschichte der Liebe eines alternden italienischen Gelehrten, des Sechzigers, der trotz Jugendkraft und unzerstörlicher Lebensfülle die tiefe und erwiderte Neigung zu dem knabenhaft klaren deutschen Mädchen überwindet, einer der feinsten und zartesten Liebesromane unserer Tage, verständnisvoll in der Schilderung der Vorzüge und Schwächen des Italieners.

Neben Edschmids weitgespannten Ausblick in Weltweite und völkische Schicksale tritt der strenge Formgedanke des 1895 zu Friedberg geborenen *Fritz Usinger*. In dem Aufsatzbande „Geist und Gestalt“ hat sich der Georgenachfolger Usinger zur Form als Letztem und Höchstem bekannt: „Die Form ist immer das Letzte, nicht der Gehalt. Der ist vielmehr das Erste, Anfängliche, die schöpferische Masse. Der Gehalt drängt nach seiner Form, wie die Geister nach dem Leibe. Seinen Leib haben, heißt seine Form haben. Form ist das, was Existenz verleiht.“ Das Griechentum in innerster Verwandtschaft mit dem wahren Deutschtum, Goethe und George als die gestalt-schaffenden werden Nietzsche und Rilke als den gestaltauflösenden Mächten entgegengesetzt, die deutsche Klassik als aus seelischer Notwendigkeit und völkischem Kernwesen entstanden gerechtfertigt. Das Höchste ist die „Gestalt“ als die umsehnte und umkämpfte Einigung von Geist und Leib, Welt und Gott. Usinger deutet das Wesen

unserer Zeit als das *Drängen des Geistes nach der Natur*; alles unverleiblichte Geistige will zu seiner Verleiblichung, zur „Gestalt“. Das unverleiblichte Geistige wie die ungestalteten vitalen Kräfte zerstören die Einheit der Welt. Dabei ist es bedeutsam, daß Usinger den Abstand zwischen Welt und Gott weit schärfer empfindet als etwa Goethe, daß er Gott in der Ferne sieht, wie Binding seinen „unmenschlichen Gott“. Das Lyrikwerk Usingers, bestehend aus den Bänden „Das Wort“ 1931, „Die Stimmen“ 1934, „Die Geheimnisse“ 1937 und dem Sammelbande „Gedichte“ 1940, baut sich ganz auf Hölderlin und George auf: Deutung der „Geheimnisse“ im erlösenden und gestaltschaffenden „Wort“, Schau eines adlig erhöhten, zuchtvoll gehaltenen, der göttlichen Einheit verpflichteten, sich selber Grenze und Maß setzenden Menschentums auf der Grundlage von Volk und Landschaft. Denn das wird bei Usinger immer wieder betont, daß die Gestaltwerdung des Geistigen nur vor sich gehen kann, wenn dieses Geistige naturhaft aus Boden und Volkstum hervorwächst; das Volkhafte gehört wesentlich zu der „Marschrichtung des Geistes auf die Natur“. Unter den großen Hymnen Hölderlinscher Art nehmen daher die „Hymnen an Deutschland“ und vor allem die große Hymne mit dem Titel „Deutschland“ einen besonderen Rang ein, die Verkündigung des formschöpferischen gottgeweihten Deutschlands:

Gerichtet ist des Ewigen Haus uns stets.
Auf unsren Höhen stehen unwandelbar
die Engel unsres Lebens, wartend,
wann sich die wogenden Formen schlichten.

Dann siehst du deinen Reichtum gebreitet rings
aus Zeit und Ewigkeit und das Maß, das hält,
und ohne Wort erscheint, was alle
Worte besiegt: das erfüllte Schicksal.

Die altgegründete Darmstädter Mundartdichtung findet neue hervorragende Vertreter in dem 1875 geborenen *Robert Schneider*: „Gedichte in Hessen-Darmstädter Mundart“ 1925, „Kraut un Riewe“ 1939, Humoresken „Die Wildsau“ 1910, hochdeutsche und mundart-

liche Schwänke, in dem Schwankdichter *Karl Schaffnit* („Am Kaffeetisch im Odewald“ 1926) und andern.

Dann Rheinhessen. Aus Niederolm südlich Mainz stammt der 1870 geborene, 1907 zu Berlin durch einen frühen Tod dahingeraffte *Wilhelm Holzamer*. Er war zuerst Lehrer, wirkte in Heppenheim an der Bergstraße, wurde dann Bibliothekar des Großherzogs von Hessen, lebte mehrere Jahre in Paris und zuletzt in Berlin. Auch in Holzamer lebte die bewegte rheinfränkische Spannung zwischen Heimat und weiter Welt: er hat das bäuerliche Leben seiner Landschaft zutiefst erlebt und sich darüber hinaus in die allgemeinen Fragen einer neuen Volksordnung, sozialer Reform hineingestürzt, hat mit den Ansprüchen und Verheißungen des damaligen Sozialismus ernst, oft verzweifelt gerungen, vor allem in seinen Pariser Jahren. Eine schlichte, tief seelenvolle, in ihrem Formverlangen an Conrad Ferdinand Meyer geschulte Lyrik ruht in den Bänden „Meine Lieder“ 1892, „Zum Licht“ 1897 und dem Sammelbande „Gedichte“ 1912. Sein Bestes gibt Holzamer, wo er die Opfergesinnung und Schicksalskraft des einfachen Menschen aus dem Volke verherrlicht: „Der arme Lukas“ 1902, die Schneidergeschichte „Peter Nockler“ 1902, am ergreifendsten, künstlerisch reifsten „Vor Jahr und Tag“ 1908. Dazu gesellen sich Zeitromane mit scharfer Kritik des haltlosen, in Schein und Oberfläche aufgehenden, der Verwurzelung in Landschaft und Volk entbehrenden unechten Künstlertums: „Inge“ 1903, „Ellida Solstratten“ 1904. Die Weite von Holzamers revolutionären Gedanken und Bestrebungen um freies Menschentum, rassisch bestimmte Gattenwahl, eine verwandelte Volksordnung und einen neuen lebensvollen Staat volkhafter Gemeinschaft zeigt sich in dem nachgelassenen zweibändigen Roman, dem Hauptwerke seiner Pariser Zeit „Der Entgleiste“ 1910, der einen Einblick in all das Wogende und Gärende dieses ungemein lebendigen, von drängender Gegenwart erfüllten Menschen tun läßt. Den noch Unvollendeten, der Reife Zustrebenden riß mitten im steilen Aufstiege ein jäher Tod hinweg.

Aus Offstein bei Worms kommt der 1886 geborene *Richard Knies*. Auch hier der Geist der Landschaft und ihres bäuerlichen Menschen-